

„Pastorale d'engendrement“, zu Deutsch „zeugende Pastoral“, bezeichnet einen aus Frankreich und Belgien kommenden Vorschlag eines neuen pastoralen Stils. Dieser wurde nicht am Schreibtisch konzipiert. Er wurde vielmehr entdeckt in Gruppen, in denen Menschen von ganz unterschiedlicher Nähe und Ferne zum Christlichen miteinander die Bibel lesen; und er erwuchs einer Aufmerksamkeit dafür, welche Bedeutung andere Menschen dabei haben, dass jemand zum Glauben kommt. Nebensächlich ist das freilich nicht, wie Christoph Theobald im Folgenden zeigt. Denn die Pastoral wird dort festgemacht, woraus sie entspringt: dem Zusammenhang von Evangelium und Glauben, von Gott und seinem Christus Jesus. (Die Redaktion)<sup>1</sup>

Unter den wenigen lapidaren Formeln, die aus dem komplexen Relief des Zweiten Vatikanischen Konzils herausragen und das Ganze oder fast das Ganze auf einen Nenner bringen, hat die folgende Aussage immer wieder meine Verwunderung erregt, die den Fortbestand der Kirche in der Geschichte der Menschheit begründet:

„Jene göttliche Sendung, die Christus den Aposteln anvertraut hat, wird bis zum Ende der Welt dauern (vgl. Mt 28,20). Denn das Evangelium, das sie zu überliefern haben, ist für alle Zeiten der Ursprung jedweden Lebens für die Kirche.“ (Lumen gentium 20)

Worauf die Kirche *gründet*, ist demnach das Evangelium, und auf dessen Weitergabe ist sie *ganz* hingeordnet, nicht mehr und nicht weniger. Doch: *Was ist das Evangelium?*

#### 1. Das Evangelium „von Gott“ für alle

Ein Blick auf die Etymologie lässt uns die menschliche und geistliche Kraft des Wortes erkennen: Das Evangelium (*eu-angelion*) ist eine Botschaft (*-angelion*), die sich als absolut neu erweist – jedes Mal, wenn man sie wirklich hört.<sup>2</sup> Sie

---

<sup>1</sup> Der Text ist mit freundlicher Genehmigung des Autors entnommen aus: Christoph Theobald, Evangelium und Kirche, in: Reinhard Feiter – Hadwig Müller (Hg.), Frei geben. Pastoraltheologische Impulse aus Frankreich, Ostfildern 2012, 112–121. Die französischsprachige Vorlage (ders., L'Évangile et l'Église) ist erschienen in: Philippe Bacq – Christoph Theobald, Passeurs d'Évangile, Autour d'une pastorale d'engendrement, coll. Théologies pratiques, Bruxelles u. a. 2008, 17–40.

<sup>2</sup> Im griechischen Wort *angelion* klingt das Wort *angelos* an: Engel oder Abgesandter, der eine gute Nachricht überbringt. Es ruft uns ins Gedächtnis, was in Mamre geschah

ist die stets neue Botschaft eines radikalen Gutseins (*eu-*)<sup>3</sup>, in der Sprache des Konzils der Ursprung, aus dem sich alles ergibt.

### 1.1 Leben und „Glauben“

Als Erstes fällt auf, wie wenig offensichtlich das ist: Die Botschaft eines Gutseins ist nicht im Geringsten selbstverständlich. Der Zustand unseres Planeten und all das Böse, das unsere Geschichte und unser Leben in vielfältiger Weise verwüstet, Krankheit, Unglück, Feindseligkeiten<sup>4</sup>, widerlegen sie Tag für Tag. Es ist also eine Botschaft, die unser Fassungsvermögen übersteigt. Allein der, den wir „Gott“ nennen, kann sie verbürgen. Deshalb bindet sie das Neue Testament immer an „Gott“. Das Evangelium kann nur „von Gott“ sein (Mk 1,14) – eine Formel, die man auch so übersetzen könnte, dass „Gott“ selbst die Botschaft eines unerhörten Gutseins ist.

Zweitens fällt die universale Gültigkeit dieser Botschaft auf. Unter den vielen Nachrichten von einem Gutsein, die seit Beginn der Menschheit unter den wenigen Glücklichen der Erde kursieren, stellt schon die Ankündigung, dass mit der Evangelienbotschaft wirklich alle gemeint sind, eine absolute Neuheit dar. Sicher kommt hier der Einwand, das so unterschiedlich verwendete und wegen seiner allzu belastenden Anklänge vielfach sogar verbannte Wort „Gott“ könne nicht mehr als universal gültig angesehen werden. Das stimmt. Doch es stimmt auch, dass jeder Mensch tagtäglich so lebt, als sei das Leben der Mühe wert, gelebt oder zumindest weitergelebt zu werden. Hält es nicht auch Überraschungen bereit, und nicht nur böse? Niemand kann ja in seinem Dasein weiterkommen ohne das Verlangen, es möge gelingen, auch wenn niemand dabei präzise angeben könnte, was denn „gelingen“ für ihn oder für sie heißt. Ihr Leben ist durchzogen und angezogen von der Botschaft eines Gutseins, die sie dazu bringt, immer weiterzugehen. Mit anderen Worten: Es gibt kein menschliches Leben ohne „Glauben“.<sup>5</sup>

Dies ist der dritte Aspekt, der auffällt, wenn wir das Evangelium im elementaren Sinn des Wortes als Botschaft von einem in jedem Leben verborgenen

(Gen 18 und 19): „Vergesst die Gastfreundschaft nicht; denn durch sie haben einige, ohne es zu ahnen, Engel beherbergt“ (Hebr 13,2).

<sup>3</sup> Denken wir an den ersten Schöpfungsbericht (Gen 1,1 – 2,3), wo dieses Gutsein vom ersten Tag an zu erkennen ist: „Gott sah, dass das Licht *gut* war ... Gott sah alles an, was er gemacht hatte: Es war *sehr gut*.“

<sup>4</sup> (Anm. d. Übers.) Im Französischen verraten die Worte *mal-adie*, *mal-heur*, *mal-veillances* die Gegenwart des Bösen (*mal*).

<sup>5</sup> Jedes Mal, wenn dieser elementare, für ein menschliches Leben unverzichtbare „Glaube“ gemeint ist, setze ich das Wort in Anführungszeichen, um diese Bedeutung von der Bindung an Christus und an Gott im eigentlich christlichen Sinn zu unterscheiden.

Gutsein verstehen. Es ist dieser „Glaube“, der universal ist als eine Art des Umgangs mit dem, was im Leben nicht von allein weitergeht. Dieser „Glaube“ darf nicht mit dem christlichen Glauben verwechselt werden. Er lässt sich in verschiedener Weise umschreiben: Um zu leben, geben wir dem Leben einen „Vertrauensvorschuss“. Es braucht „Mut“, um im Leben standzuhalten. Ich muss darauf setzen, dass es sein „Versprechen hält“, ohne die Wette genau bestimmen zu können. Versprechen oder Verheißung – im Grunde sind es biblische Wendungen, die einem angesichts eines neugeborenen Kindes und der unvermeidbaren Frage in den Sinn kommen: „Was wird wohl aus ihm werden?“ Wie wir alle muss sich dieses Kind der einzigen wirklichen Herausforderung seines Lebens stellen, nämlich der schlichten Tatsache zu existieren, ohne gefragt worden zu sein. In diesem Sinn ist jeder Mensch konstitutiv unvollendet, wenn er zur Welt kommt, und er bleibt es Zeit seines Lebens. Dieses Unvollendetsein ruft nach der Fähigkeit, dem Leben zu vertrauen und sich für das Leben zu entscheiden. Aber man muss jedes Mal eine Schwelle passieren, wenn man die Angst vor dem Unbekannten zurückstellt und dem Mut Raum gibt, weiterzugehen. Wir wissen sehr wohl: Es gibt Zeiten, da geht alles gut, da gehen wir unseren Weg mit Leichtigkeit; und es gibt andere, da muss dieses Vertrauen, der Glaube an das Leben, jedes Mal neu die Kraft dazu geben.

### 1.2 Das Zeugen des „Glaubens“

Der „Glaube“ ist also ein absolut notwendiger, immer neu zu vollziehender Akt, um den jeweiligen Tag leben zu können. In keiner Weise ist er einfach garantiert: Niemand kann ihn stellvertretend für einen anderen vollziehen. Wir stoßen hier auf das grundlegende Paradox des Lebens, auf etwas, was man seine evangelische Struktur nennen könnte: Wir sind wirklich gezeugt, um Vertrauende zu sein, durch andere, die auf uns hin Vertrauende waren, ohne dass uns damit allerdings die Verantwortung für unsere eigene Entscheidung, an das Leben zu glauben oder nicht, abgenommen werden könnte. Freilich ist ein Wort von außen, ein Wort der Eltern oder eines Übersetzers, einer Übersetzerin, unerlässlich; aber was nützt ein solches Wort, wenn es mich nicht zu überzeugen vermag? Muss ich nicht auf mein inneres Zwiegespräch hören: „Ja, es stimmt; das Leben ist der Mühe wert, gelebt zu werden; aber glaube ich daran?“ Der Begriff *con-viction* (Überzeugung) sagt schon durch seine Wortherkunft, dass es sich hier um einen Sieg handelt (*victoire*) – ich erringe einen Sieg über die negativen Botschaften in meinem Leben – einen Sieg aber, der des Zusammenspiels (*con-cours*) anderer Personen bedarf, und zugleich einen Sieg, den kein anderer an meiner Stelle erringen kann.

Leben und glauben, dass es gut ist zu leben, ist ein und dasselbe. Die Weitergabe oder auch Zeugung des Lebens ist das augenfälligste Zeichen für diesen „Glauben“; und neues Leben zu zeugen bedeutet, mit diesem Leben auch einen Vertrauensvorschuss in das Leben hervorzurufen, der aber selber nicht weitergegeben werden kann. Darum sorgen sich alle Gesellschaften mittels Initiation und Erziehung. Gewiss drückt sich der dadurch wachgerufene elementare „Glaube“ seit den Anfängen der Menschheit in religiöser Gestalt aus. Doch übersehen wir nicht seine wesenhafte Verbindung mit dem Leben, wie sie uns das *Buch der Anfänge (Genesis)* oder – wie der Titel des Buches in der Hebräischen Bibel heißt – das *Buch der Generationen (Toledot)* exemplarisch vor Augen führt. Die evangelische Struktur des Lebens, das Gutsein, das Gott zugeordnet wird, der erschafft und das Gutsein des Geschaffenen schaut, ist darin vom ersten Tag an angekündigt. Doch mit jeder neuen Generation beginnt die Geschichte neu, wie es die Erzählkreise um die Gestalten Abraham, Jakob und Josef zeigen. Ein Mann und seine Frau sind von Unfruchtbarkeit bedroht, aber am Ende gelangen sie zur Vaterschaft und Mutterschaft. Die Brüderlichkeit, die Schwesterlichkeit und die Beziehungen zwischen Mann und Frau geraten durch Vergleich und Wettstreit, Eifersucht und Gewalt in Unordnung; doch gleichzeitig wirkt in ihnen die Anziehungskraft der gegenseitigen Zuneigung und der Versöhnung. Aus der Josefsgeschichte und dem Buch Exodus erfahren wir, wie sich das Leben auf einem Fleckchen Erde entfaltet, auf dem es Nahrung findet und inmitten einer rauen Umwelt und der Gewalttätigkeiten zwischen Geschwistern und Völkern politische Strukturen der Vorsorge und der Verteidigung entwickelt. Obwohl Gott von Anfang an mit dem Gutsein assoziiert wird, droht er im konkreten Leben zum Spiegelbild unserer unmittelbaren Reaktionen und zu einem Zerrbild zu werden. Aber sein evangelisches Antlitz zeigt sich unbezweifelbar dort, wo das Leben triumphiert: in der Geburt eines Kindes (Gen 33,1–7), in der glücklichen Begegnung zweier Brüder nach einem langen tödlichen Konflikt (Gen 33,1–11)<sup>6</sup>, in der wahren Versöhnung zwischen Brüdern und Völkern (Gen 50,15–21)<sup>7</sup> und vielem mehr. Nur Erzählungen können dies verständlich machen: Leben ist sinnerfüllte Beziehung; sein Hervorrufen hängt für immer an einem unvorhersehbaren Ereignis, das die Geburt des „Glaubens“ ist bzw. der abso-

<sup>6</sup> „Nicht doch, entgegnete Jakob, wenn ich dein Wohlwollen gefunden habe, dann nimm das Geschenk aus meiner Hand an. Denn dafür habe ich dein Angesicht gesehen, wie man das Angesicht Gottes sieht, und du bist mir wohlwollend begegnet. Nimm doch mein Begrüßungsgeschenk an, das man dir überbracht hat. Denn Gott hat mir Wohlwollen erwiesen, und ich habe alles, was ich brauche.“ (Gen 33,10–11)

<sup>7</sup> „Josef aber antwortete ihnen: Fürchtet euch nicht! Stehe ich denn an Gottes Stelle? Ihr habt Böses gegen mich im Sinn gehabt, Gott aber hatte dabei Gutes im Sinn, um zu erreichen, was heute geschieht: viel Volk am Leben zu erhalten.“ (Gen 50,19–20)

lut einzigartigen Fähigkeit jedes Menschen, Vertrauen in das Leben zu setzen, Vertrauen auf sich selbst und auf den anderen.

Scheinbar haben wir uns vom Evangelium, wie wir es zunächst verstehen, entfernt. Dafür erkennen wir jetzt besser die verborgene Präsenz dieser Botschaft eines Gutseins in jedem Leben und damit ihre Universalität, ihre niemals aufzuhebende Unselbstverständlichkeit und ihre Angewiesenheit auf den elementaren und stets einzigartigen „Glauben“ der Menschen. Wenn aber nun auf diese Weise das Evangelium schon in jedem Leben gegenwärtig ist, warum muss es dann noch verkündet werden? Wie ist zu verstehen, dass das Evangelium die Kirche begründet?

## 2. Warum noch die Kirche?

Die Frage nach der Kirche impliziert als elementarere Frage die nach ihrem Gründer: Warum müssen wir auf Christus Bezug nehmen, wenn die Frohbotschaft schon in der Tiefe eines jeden Lebens zu vernehmen ist? Die Antwort ist einfach: Es gibt keine Frohbotschaft ohne einen Boten, der sie verkündet. An das Gutsein des Lebens zu glauben, ist nur möglich, wenn es Eltern gibt oder andere, die ihre Stelle einnehmen, oder, das ganze Leben lang, Übersetzer in schwierigen Lebensabschnitten sind, in denen der „Glaube“ an das Leben unterzugehen droht: „Meine Tochter, mein Sohn, dein Glaube hat dich gerettet.“

### 2.1 Die Glaubwürdigkeit des Evangeliums in Jesus

Wer würde dabei nicht sehen, wie entscheidend die Glaubwürdigkeit der Person ist, die ein solches Wort auszusprechen wagt! Wie könnten wir denn an das Leben glauben, wenn diejenigen, die uns ins Leben gerufen haben, es aus eigennütziger Absicht getan haben und dem Leben ohne ihr Wissen zu viele Todesbotschaften beigemischt und uns so ein vergiftetes Geschenk gemacht haben? Die Bibel ist bei ihrer Erzählung vom Nacheinander der Generationen schonungslos realistisch, aber sie überrascht uns auch mit dem Auftauchen eines Engels (Gen 18,1ff.) oder mit dem einen oder anderen Überbringer dieser Botschaft eines radikalen Gutseins, die das Leben wieder in die gute Richtung lenkt. Aus dieser Geschichte taucht der Messias von Nazaret auf. Seine absolute Glaubwürdigkeit und die Glaubwürdigkeit der Botschaft, die er verkündet, gründen in drei Dimensionen seines Lebens, das ganz darauf hinzielt, unter den Menschen seiner Zeit einen Raum der Gastfreundschaft für alle zu schaffen.

Was sich als Erstes an Jesus von Nazaret zeigt, ist seine Autorität (vgl. Mk 1,21.27), die er allein schon durch seine Anwesenheit ausstrahlt, weil in ihm Gedanken, Worte und Taten in einer Einfachheit zusammenstimmen, die den Nächsten unmittelbar zugänglich ist: Jesus sagt, was er denkt, und tut, was er sagt.

Wenn er dem Menschen, der ihm auf seinem Weg begegnet, mitzuteilen vermag, was ihn ausmacht, seine Einfachheit und – so könnte man sagen – sein Heilsein, dann deshalb, weil er auch fähig ist, von diesem anderen zu lernen, wer er selbst ist und was er kann (vgl. Mk 1,40f.; 5,30; 6,34; 7,29). Das ist ein zweites Kennzeichen seiner Glaubwürdigkeit. Von einer Begebenheit zur anderen zeigen die biblischen Erzählungen die erstaunliche Distanz dieses Jesus von Nazaret zu sich selbst. Spricht er von sich, dann wie von einem anderen – z. B. vom Menschensohn, vom Sämänn oder vom Hausvater. Die Frage seiner Identität schiebt er hinaus und weigert sich, sie vorzeitig festzulegen (vgl. Mk 1,40ff.). Das schafft um ihn einen Raum der Freiheit. Allen, die zu ihm kommen, vermittelt er durch sein bloßes Dasein eine wohl-tuende Nähe. Er sieht, was in ihnen vergraben ist: der „Glaube“ an das Leben, der nur darauf wartet, in dieser oder jener Grenzsituation geweckt zu werden. Es ist schon deutlich geworden: zu leben und an das Gutsein des Lebens zu glauben, ist ein und dasselbe. Jesus nun verortet sich hier, wo der sensibelste Punkt ist, wo nämlich Leben entsteht, weil „Glauben“ ist – oder wo es nicht entsteht, weil kein „Glaube“ ist. Mehrere der schon verwendeten Begriffe bezeichnen, was er ist und was er vermittelt: Indem bei ihm übereinstimmt, wie er lebt und was er verkündet, ist er Präsenz des Evangeliums (*présence*); indem er hinter dem, was er im anderen weckt, verschwindet, ist er Über-setzer des Evangeliums (*pasteur*); indem er der Gastfreundschaft einen Raum öffnet, in dem seine erste Sorge dem Letzten, dem verlorenen Schaf gilt, ist er Hirte (*pasteur*).

Hier klingt ein drittes Kennzeichen der Glaubwürdigkeit Jesu an: Jesus nimmt für sich nicht die Fähigkeit in Anspruch, sein Gegenüber von außen von der Richtigkeit der guten Botschaft zu überzeugen. Im Gegenteil – er weckt, was in ihrem Herzen und ihrem Denken schon lebt und wovon er eben dadurch anerkennt, dass es seinen Ursprung anderswo hat: Das ist der „Glaube“. An dieser Stelle tritt der Name Gottes in seiner ganzen Wahrheit hervor: Er ist der, den die Worte Gutsein und Neuheit kennzeichnen. Er ist es, der will, dass das Evangelium aus dem Munde eines Menschen – Jesus – und gleichzeitig aus dem Innersten des Lebens eines jeden von uns auftaucht. Er ist der Vater. Das Evangelium kann nur von Gott sein, er allein kann dafür bürgen, denn das Evangelium übersteigt, was ein Mensch fassen kann: Es ist universal, für alle, und es ist unvertretbar dem „Glauben“ jedes Einzelnen überantwortet. Doch die Jünger Christi erkennen, dass ihr Meister

und die Frohbotschaft eine Einheit bilden: Er ist für sie das Evangelium Gottes. Warum? Aufgrund seiner uneingeschränkten Glaubwürdigkeit und weil er den Ursprung des Evangeliums nie sich selbst zurechnet, sondern die Seinen auf Gott und auf den in jedem Menschen zu findenden „Glauben“ an das Leben weist.

Theologische Begriffe wie Sendung und Sakrament, die oft unscharf oder abstrakt verwendet werden, klären sich in diesem Zusammenhang, in dem es um die Frage der Glaubwürdigkeit des Evangeliums geht. Sie finden ihren Sinn in Jesus, dem Messias, den eine besondere Beziehung zu einer und einem jeden auszeichnet. Niemand kann die Botschaft eines radikalen Gutseins im eigenen Namen verkünden, auch Jesus von Nazaret nicht. Zu sagen, dass er es im Namen seines Vaters tut oder dass er sich als gesandt weiß, ist ein und dasselbe. Niemand kann durch seine Präsenz beim anderen hier und jetzt das Gutsein präsent machen, ohne von ganzem Herzen danach zu verlangen, dass der andere aufgrund seines eigenen „Glaubens“ einen Zugang zu diesem Gutsein findet. Diese Präsenz zu verkünden, die sich klein macht, um zum anderen über- und in ihn einzugehen und zu sagen: Christus ist Sakrament, ist ein und dasselbe.

Indem wir so verstehen, warum wir uns auf Christus beziehen, sind wir schon bei unserer ersten Frage nach der Kirche. Weil das von Christus hervorgerufene Ereignis des Evangeliums von äußerster Zerbrechlichkeit ist, kann es aus der Geschichte wieder verschwinden, ohne deswegen allerdings das in jedem menschlichen Leben verborgene Gutsein aufzuheben; das ist uns heute deutlicher bewusst. Schließlich dauerte Jesu Dienst der Evangelisierung in Galiläa nur etwas länger als zwei Jahre, bevor er von der Gewalt verschlungen wurde; er hätte in Vergessenheit geraten können. Doch die Präsenz des Messias war derart, dass sie bis auf den heutigen Tag ohne Unterlass weitere Menschen, die Kirche nämlich, hervorbringt, die wie er und in seinem Namen die Verkündigung des Evangeliums an alle Menschen fortsetzen. In Christus und in seiner Daseinsweise entdecken sie die Achse ihrer eigenen Existenz. Darauf zielt der Glaube an die geheimnisvolle Präsenz des Auferstandenen, und genau dies besagt die oben zitierte Formulierung des Zweiten Vatikanischen Konzils:

„Jene göttliche Sendung, die Christus den Aposteln anvertraut hat, wird bis zum Ende der Welt dauern (vgl. Mt 28,20). Denn das Evangelium, das sie zu überliefern haben, ist für alle Zeiten der Ursprung jedweden Lebens für die Kirche.“ (Lumen gentium 20)

## 2.2 Empfangen und Weitergeben

Die Kirche ist also nichts anderes als dieser in der Geschichte immer gefährdete Fortbestand der göttlichen Mission, die Botschaft eines radikalen Gutseins weiterzugeben und zu feiern. Am einfachsten könnte man die Kirche definieren als eine Geschichte von Empfangen und Weitergeben und von Präsenzweisen des Evangeliums. Die innere und lebensnotwendige Verbindung zu ihrem Gründer ist konstitutiv für die evangelische Mission der Kirche und drückt sich auf zwei Weisen aus, denen beiden Rechnung zu tragen ist.

Einerseits hat diese Verbindung die Gestalt einer Fremdheit, einer Differenz, eines Abstandes. Erinnern wir uns an die bei Lukas zu findende Formel: „Im Namen Jesu Christi, des Nazoräers, geh umher!“ (Apg 3,6). Unsere Beziehung zu Christus, in der wir „mit ihm“ sind, bedeutet, dass wir uns auch mit seinem pastoralen Dienst identifizieren, aber wir sind nicht Christus. Wir verweisen stets auf ihn, so wie Christus auf seinen Vater verweist. Dieses Spiel des Rückverweisens und der Sendung *ist* die Kirche. Es gehört zum Evangelium Gottes, weil seine Botschaft jedes Maß sprengt. Wir verkünden es im Namen Christi, des Apostels unseres Glaubens. Christus verkündet es im Namen seines Vaters: „Wie der Vater mich gesandt hat, so sende ich euch.“ (Joh 20,21)

Aber das ist nur die eine Seite des pastoralen Fortbestands der Kirche in der Geschichte. Dazu gehört zugleich eine Präsenz, etwas, was man als ein Innewohnen bezeichnen könnte. Bei Paulus stoßen wir auf dieses Innewohnen Christi in uns: „Ich lebe“, bekennt er, „aber nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir“ (Gal 2,20). Und das vierte Evangelium sagt dasselbe mit dem Wort „bleiben“: „Bleibt in mir wie ich in euch“ (Joh 15,4). Diese Art der Angleichung an oder sogar Identifikation mit Christus erlaubt, zwischen der Vergegenwärtigung des Evangeliums und Taufe und Eucharistie eine innere Verbindung wiederzufinden. Christus bleibt nicht außerhalb von uns. Das Bild vom Empfangen und Weitergeben oder des Handelns „in seinem Namen“ setzt noch dieses Von-außen-Kommen voraus. Doch wir gehen in Christus ein, und Christus geht in uns ein. Deshalb führen die Handlungsfäden in den vier Evangelien zu einer eucharistischen Auflösung: Das Erzählte zeichnet den Weg Jesu nach und legt dar, was er *in* den Menschen, die seinen Weg kreuzen, und was er für sie wird.

Was wir kirchliche Institution nennen, ist demnach nichts anderes als dieser sakramentale, im Evangelium selber enthaltene Prozess von Empfangen und Weitergeben und von Präsenz. In diesem evangelischen Prozess ist niemand in seinem eigenen Namen da, und doch ist jeder wirklich da in sinn-erfüllten Beziehungen zum Nächsten. Es gibt nicht zuerst die Frohbotschaft und dann die Kirche, sondern die Kirche wird von Menschen gebildet, die

Präsenzweisen und Übersetzer des Evangeliums sind und durch die Art und Weise ihres Naheseins bei anderen auf Christus und Gott verweisen. Ihre Glaubwürdigkeit ist daher von größter Bedeutung.

Nicht selten argumentiert man zugunsten der Institution rein soziologisch: Ein Fortbestand des Lebens sei nicht möglich ohne Strukturen, die ihm förderlich sind. Dieses Argument ist in sich richtig, aber es ruft rasch eine anti-institutionelle, von den Soziologen mitunter „charismatisch“ genannte Reaktion hervor und macht uns zu Gefangenen des falschen Gegensatzes zwischen Institution und Leben. Das Evangelium dagegen verortet die kirchliche Institution im Innern der stets unvorhersehbaren Weitergabe des Lebens selbst: dort nämlich, wo der „Glaube“ zugleich aus einem Ruf von außen und aus der innersten Freiheit des Subjektes hervorgeht; dort, wo der Gehorsam bis dahin geht, sich selbst zurückzunehmen, damit der andere dem Ruf zu einer eigenen Entscheidung nachkommen kann. Wir laufen Gefahr, die kirchliche Institution auf Gebäude und Grundstücke, auf Riten und Gewänder, auf Gesetze und Gewohnheiten zu reduzieren – lauter Dinge, die dem Leben nützen. In Wirklichkeit aber bekundet sie sich jedes Mal, wenn es zum evangelischen Ereignis des Glaubens kommt.

Indessen: Zu behaupten, dass es das Evangelium ist, das die Kirche begründet, und dass diese ihre Heiligung ausschließlich zu seiner Weitergabe erhalten hat, heißt das nicht, viele andere Elemente ihres geistigen Schatzes, für die sie sich starkmacht, zu vernachlässigen? Vielleicht! Man kann aber auch zu der Auffassung gelangen, dass der Wandel, dem die Kirche in unseren Gesellschaften unterliegt, sie zum einzig Nötigen führt und uns die Augen öffnet für ihr ständiges Entstehen im Herzen der unscheinbarsten Äußerungen des Lebens.

Prof. Dr. Dr. h.c. Christoph Theobald s.j.  
 Professor für Fundamentaltheologie und Dogmatik  
 Centre Sèvres - Facultés jésuites de Paris  
 35bis, rue de Sèvres  
 F-75006 Paris